



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Eine Fahrt nach Kopenhagen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Eine Fahrt nach Kopenhagen.

Ein nothwendiges, nicht gerade angenehmes Geschäft führte mich in diesem Herbst auf einige Tage nach Kopenhagen. Viel Vergnügen ist für einen Deutschen jetzt in der dänischen Königsstadt nicht zu holen. Die Kanonen schweigen zwar wieder, und das kleine Dänemark freut sich stolz seines glänzenden Triumphes über das große Deutschland, aber die gegenseitige alte Erbitterung ist darum noch nicht verloschen, und wie ich vor vielen Jahren in unsern norddeutschen Hafencitäten den alten Spöttereim hörte:

„Piep, Dänn, piep
Bald büßt Du riep (reich),
Bör den Wismar häst du lange lägen
Bör den Gadebusch häst du Schläge krägen“,

so singen die Jungen zu Kopenhagen jetzt einen dänischen Gassenhauer, dessen erster Vers in zierlicher deutscher Uebersetzung lautet:

„Herr Wrangel hatt' ein großes Maul
Und war im Schwagen gar nicht faul,
Die Dänen wollt' er schlucken herunter,
Und ließ marschiren drauf ganz munter;
Doch wie die Sach' zum Ernste ward,
Da raust er sich gar sehr den Bart,
Und lief ganz rasch aus Zütland raus.“

Worauf der Reim „Laus“ folgt und mehreres Andere, das für höhere Personen noch weniger schmeichelhaft wäre.

Das dänische Kriegsdampfschiff „Skirner“, welches den Postdienst zwischen Kopenhagen und Stettin zugleich mit seinem Gefährten „Eideren“ versieht, nahm mich in dem freundlichen Hafencitätchen Swinemünde an Bord. Es war für mich ein eigenthümliches Gefühl, als friedlicher Passagier die Planken eines Schiffes zu betreten, das in den letzten Jahren häufig seine Kanonen auch gegen mich gerichtet, und dem ich so oft und eifrig den Untergang gewünscht hatte. Ein hübsches, nicht großes, aber sonst tüchtig gebautes Schiff ist dieser Skirner, der in den letzten Jahren an der Ostseeküste den deutschen Kriegern vielfache Belästigungen zugefügt hat. Freilich hat er dafür auch einige tüchtige Kugeln von unsren Batterien bekommen. Die Bemannung desselben besteht aus Officieren und Matrosen der dänischen Kriegsmarine. Selbst der Reid wird es den Dänen lassen, daß sie tüchtige Seeleute sind, und sich mit Gewandtheit und Geschicklichkeit auf den grünen Wogen herumzutummeln wissen. Auch die Bemannung des Skirner bestand aus festen, derben Burschen, mit wettergebräunten Gesichtern, denen man das Seemännische von echtem Schrot ansah. Sehr vortheilhaft stachen seine Matrosen ab von den schwachen, elend genährten, ungeschickten, armen Teufeln, die zu Hunderten die Besatzung der schönen russischen Dampfcorvette „Grosratsky“ bildeten, welche

ebenfalls, um irgend eine hohe Person zu befördern, im Swinemünder Hafen lag. Da die russischen Officiere und Matrosen das Privilegium, daß die Kriegsschiffe zu Kronstadt von den Zollbeamten nicht untersucht werden, benutzten, um große Quantitäten von Waaren aller Art dort einzuschmuggeln, so hatte der Sktiner auch viele Kaffee-, Zucker- und Rumfässer für dieselben von Stettin nach Swinemünde mitgebracht. Bei der Ausladung dieser Waaren durch die dazu commandirten 40—50 russischen Matrosen zeigten diese körperliche Schwäche und seemännische Ungeschicklichkeit. Zwei dänische Matrosen verrichteten so viel wie vier russische, und ich sah, wie ein Däne ein großes Zuckerfaß, das drei Russen nicht fortbewegen konnten, anscheinend ohne viele Anstrengung fortschob. Auch schienen die Dänen gerade nicht viel Vorliebe für ihre russischen Kameraden vom letzten Kriege zu zeigen, und Matrosen und Officiere machten sich vielfach über dieselben lustig. Der russische Einfluß, wenn auch jetzt noch mächtig in Kopenhagen, wird bei den Dänen auf die Länge große Opposition finden, denn der ganze schroff ausgeprägte dänische Nationalcharakter widersteht dem russischen Wesen zu sehr. — Die russischen Waaren waren endlich ausgeladen. Der Capitain trat auf die Brücke oberhalb des Radkastens, der Sktiner setzte sich in Bewegung, und war bald an den großartigen Swinemünder Molen, die — nebenbei bemerkt — zu den bedeutendsten derartigen Bauten des europäischen Festlandes gehören, vorbei, in das Meer hinausgebraust. Ungefähr ein Duzend der kleinen Kanonenboote der preussischen Marine manövrirte auf der Swinemünder Rhede im Feuer. Mit aufmerksamen Blicken verfolgten die Seeofficiere unsres Dampfers alle Bewegungen der Boote durch ihre Fernrohre, und theilten sich laut in dänischer Sprache ihre Bemerkungen über dieselben mit; auch die Matrosen sammelten sich in Haufen auf dem Verdecke, diese schwachen Anfänge der preussischen Flotte zu beurtheilen. Die Kanonenboote ruderten und feuerten übrigens schnell und geschickt, was auch die dänischen Seeleute im Allgemeinen anerkannten. Noch lange trug uns der Wind den Schall ihrer schweren Geschütze auf das Meer nach, gleichsam als wollte man den Dänen zeigen, daß Preußen auch bis zum Meer reiche. Zum Meer! Es ist nur das „jusqu' à la mer.“ Denn wie kläglich schwach ist diese Vertheidigung noch! Man weiß, mit welchem bornirten Haß in manchen höheren Kreisen Alles, was für die Heranbildung einer tüchtigen Flotte von Wichtigkeit sein könnte, mißfällt, weil man dadurch an das Jahr 1848 erinnert werden dürfte. Man muß sich aber an den deutschen Ostseeküsten die Einzelheiten von dem kläglichem Zustand, in dem alle Vertheidigungsanstalten derselben bisher waren, ja theilweise noch sind, darstellen lassen, um unsre erbärmliche Schwäche aufs Neue zu empfinden. Was man im Auslande über uns spricht, davon schweige ich lieber. Ein Preuße oder Deutscher, der jetzt im Auslande reist, muß leider nur zu viel Anekdoten, Spott und Vorwürfe über unsre Schwäche und klägliche Abhängigkeit von Rußland vernehmen.

Die Passagiere der ersten Kajüte des „Skirner“ waren nicht zahlreich, da wenige Personen aus Deutschland jetzt zum Vergnügen in Dänemark reisen; dazu fing die Seekrankheit bald an, unter ihnen zu wüthen. Diese kleine Ostsee mit ihren kurzen unregelmäßigen Wellen ist ein wahrer Teufel gegen die Ruhe des menschlichen Magens. Auch war uns der Wind größtentheils ungünstig, und die Räder mußten tüchtig in die entgegentürmenden Fluthen einschlagen, um den Widerstand derselben zu durchbrechen. Eine enge Kajüte voll seekranker Passagiere gehört aber zu den größten Unannehmlichkeiten, die man im Touristenleben erdulden muß. — Den weiten blauen Tüffelrock über seiner Uniform, den Goldstreif der Mütze unter einem Wachstuchüberzug, ging gemessenen Schrittes der wachhabende Officier auf dem Verdeck auf und ab, mit scharfem Blick die Aufmerksamkeit des am Steuerruder stehenden Matrosen überwachend. Es war ein noch junger, dabei gebildeter Mann, der schon weite Seereisen gemacht hatte. Wie fast alle Dänen der gebildeten Stände sprach er deutsch zwar mit fremdartigem Accent und nicht ganz richtig, sonst aber ziemlich geläufig. Unser Gespräch hatte schon lange über die verschiedenartigsten Dinge, zuletzt über die Küsten und Häfen des Mittelmeeres, sich friedlich gedreht, als ein Kopenhagener Kaufmann sich zu uns gesellte. Mit einer brusken Rohheit, die den Dänen nicht selten eigen ist, und die vielen guten Eigenschaften ihres Nationalcharakters sehr verdunkelt, brachte dieser das Gespräch sogleich auf den letzten Krieg, den der Seeofficier und ich bisher, wie sich von selbst verstand, vermieden hatten. Alles, was Dänemark gethan, war nach seiner Ansicht groß und edel, und Deutschland und Preußen hatte sich auf das Erbärmlichste benommen. Zuletzt meinte er, es sei gutmüthige Schwäche des dänischen Obergenerals gewesen, daß er nach Idstedt nicht das ganze schleswig-holsteinsche Heer gefangen genommen habe. Als der würdige Mann in den Angaben über die Einzelvorfälle der letztern Kriegsjahre gar zu viel Widersinniges vorbrachte, konnte ich mich nicht enthalten zu fragen, woher er denn alle diese authentischen Nachrichten so genau wisse. „Der Herr hat in den letzten Jahren, wo wir im Felde waren, eifrig hinter seinem Ladentisch gestanden, und Tuch verschnitten, der muß Alles am besten wissen,“ antwortete statt seiner der Seeofficier, sichtbar erzürnt über die Aufschneiderei seines Landsmannes. Ziemlich beschämt murmelte der Prahler noch einige unverständliche dänische Worte, und verließ uns. Als sei weiter nichts vorgefallen, wandte der Officier das Gespräch wieder auf das Mittelmeer zurück. Ob er und seine Kameraden wußten, daß ich ihnen persönlich als Feind gegenüber gestanden habe, vermag ich freilich nicht anzugeben. Am andern Morgen entzog uns ein dicker Nebel, zur Herbstzeit in den nördlichen Meeren so gewöhnlich, den stattlichen Anblick, den Kopenhagen von der Seeseite gewährt. Es war, als wir in den Hafen einfuhren, so „donckigt“, daß man nicht vom Hinterteil des Schiffes bis zum Bugspriet sehen konnte. Ein Matrose läutete beständig die Schiffsglocke, um andere Fahrzeuge vor

unserer Annäherung zu warnen. Ein zweiter Matrose saß vorn in der Gallioten, um nach anderen Schiffen auszugucken. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln hätten wir doch um ein Haar einen Zusammenstoß mit einer englischen „Colliersbrigg“ gehabt, der für beide Fahrzeuge leicht verderblich hätte sein können. Mit der verwegenen Sorglosigkeit, welche englische Kauffahrer so häufig zeigen, hatte die Brigg weder mit der Glocke geläutet, was bei starkem Nebel in einem viel befahrenen Fahrwasser sonst von jedem Schiff geschieht, noch selbst einen Ausguck angestellt. So tauchte plötzlich, kaum ein Paar Klaftern von uns, das große Gebäude dieses Fahrzeuges wie ein Geisterschiff aus dem Nebel auf, gerade seinen Kiel auf uns zu richtend. Nur die große Geistesgegenwart des ersten Lieutenants und die rasche Befolgung seiner Befehle verhinderten den Zusammenstoß. Kaum eine halbe Klafter weit schossen wir vor dem Engländer vorbei, dem dann von einem unserer Officiere durch das Sprachrohr eine Menge von Flüchen und Verweisen über seine Nachlässigkeit nachgerufen wurden.

Die Landung in Kopenhagen war gerade nicht angenehm, und flößte mir wenig Vertrauen zu der gastlichen Aufnahme ein, die ich daselbst erwarten durfte. Ich hatte unter meinem Gepäck noch einen holsteinischen Officiersmantelsack, der den dänischen Zollbeamten sehr unangenehm in die Augen fallen mußte, denn auf all meinen weiten Reisen sind meine Sachen nie so rücksichtslos visitirt worden, als in der Zollbude hier am Landungsplatz. Auch nicht das kleinste Hältchen in den zusammengelegten Senden blieb ununtersucht, und auch mein Mantel, an dem der Officierskragen den dänischen Augen nicht angenehm sein mußte, ward nicht verschont, wogegen ich die edle Rache nahm, diesem gehässigen Eifer der Zöllner mit großer Gemüthsruhe zuzuschauen. Nach der Untersuchung meiner Sachen kam denn auch die meines Passes durch einen gleichfalls bössartigen Polizeibeamten an die Reihe. Da mein übrigens sehr guter, und mit allen möglichen gesandtschaftlichen Visas geschmückter deutscher Paß zufällig nicht mit auf Dänemark lautete, so hatte ich mir in weiser Fürsorge einen nach Kopenhagen ausgestellten Paß von einem englischen Consulat geben lassen, den noch dazu ein dänischer Generalconsul visitirt hatte. Man macht im Auslande die für unsren deutschen Nationalstolz — wenn überhaupt jetzt von einem solchen die Rede sein kann — gerade nicht erfreuliche Erfahrung, wie viel höher der geringste englische oder französische Consulatspaß geachtet wird, als der beste deutsche, ja selbst preussische Paß. Noch in Cadix hatte ich vor wenig Wochen ansehen müssen, daß ein sächsischer Handlungsreisender von den spanischen Polizeibehörden auf gemeine Weise turbirt wurde, und sich endlich nur durch eine Hand voll Realen von ihnen loskaufen konnte, weil sein sächsischer Cabinetspaß zufällig nicht mit auf Cadix visitirt war. Ein malteser Jude dagegen, der nur einen Paß von einem englischen Consulat hatte, ward ohne die mindeste Zögerung abgefertigt, obgleich auch sein Papier keine Spur von einem Visum nach Cadix besaß.

Jetzt in Kopenhagen machte ich dieselbe Erfahrung. So wie der Beamte das englische Wappen meines Passes erblickte, änderte sich der grobe gehässige Ton, mit dem er bisher mit mir verkehrt hatte. Zufällig stand in dem Passe auch meine Charge. „Sie sind also englischer Officier gewesen?“ frug sehr artig darauf der Polizist. „Nein, schleswig-holsteinischer,“ antwortete ich ihm. Sein Gesicht zog sich merkwürdig schnell wieder in die früheren grimmiigen Falten. „Ihr Zweck in Kopenhagen ist?“ „Privatgeschäfte, über welche ich der Polizei keine weitere Rechenschaft zu geben gesonnen bin,“ entgegnete ich jetzt ebenfalls etwas gereizt. „Frühere Angehörige des Heeres, welches Sie nannten, dürfen ohne besondern Zweck jetzt nicht hier weilen,“ antwortete er. „Darauf kann ich Ihnen nur erwidern, daß ich mich beim englischen Gesandten beschweren werde, wenn Sie diesen englischen Paß nicht respectiren. Haben Sie besondere Verdachtsgründe gegen mich, oder vergehe ich mich bei meinem Aufenthalt hier gegen die Geseze, so ist es etwas anderes.“ Mit den Worten „Warten Sie hier etwas,“ verließ mich jetzt der Beamte, und ließ mir wol eine halbe Stunde Zeit, die fahlen Wände seines Bureau's zu beschauen. Als er wiederkam, entgegnete er in dem allermürrischsten Tone einer Dogge, welche verhindert wird zu beißen: „Sie haben die Erlaubniß, hier zu verweilen, doch will ich Sie warnen, sich nicht öffentlich zu sehr bemerkbar zu machen, da Sie sonst leicht Unannehmlichkeiten auch vom Volke ausgesetzt sein dürften. — Die sogenannten schleswig-holsteinischen Officiere lieben wir hier nicht besonders,“ setzte er noch hinzu, um seine private Meinung anzudeuten. — „Es wäre unbillig, das von Ihnen zu verlangen.“ — So kamen wir aus einander.

Kopenhagen selbst schien mir unverändert, wie ich es in früheren Jahren kannte. So sehr der dreijährige Krieg auch Dänemarks Finanzen erschöpfte, so hat er der Hauptstadt doch wieder mancherlei Vortheile gebracht. Ein Theil des Handels mit Zütland, Nord-Schleswig, ja selbst den dänischen Inseln, der früher von Hamburg, Altona, Kiel und Flensburg besorgt worden, zog sich während des Krieges nothgedrungen von diesen Orten fort nach Kopenhagen. So sind in den letzten Kriegsjahren sehr großartige Geschäfte gemacht worden. Dazu kam, daß die meisten der sehr umfanglichen Rüstungen für das Landheer wie die Flotte ebenfalls in Kopenhagen, wo die Arsenale und Militärwerkstätten sich befinden, besorgt wurden, was fast allen hiesigen Professionisten einen sehr lohnenden Erwerb sicherte und auf Kosten der Provinzen viel baares Geld in Umlauf brachte. Diese pecuniären Vortheile Kopenhagens trugen dazu bei, es zum Siz der wüthenden Kriegspartei zu machen. Die mächtige Hauptstadt, Siz der gesammten Intelligenz des kleinen Königreichs, ließ aber in den Provinzen kaum eine andere Meinung aufkommen. Was aber die Provinzen und besonders das von je stiefmütterlich behandelte Zütland haben für Opfer an Geld und Menschen bringen müssen, und wie sie auf Jahrzehende zu-

rückgebracht sind, erfährt man erst recht aus dem persönlichen Verkehr mit den Angehörigen derselben. Es ist zuletzt beinahe gänzliche Ebbe in den Staatskassen gewesen, und nur der Umstand, daß man nach der Schlacht bei Idstedt fast das ganze Herzogthum Schleswig besetzen und dessen Hilfsquellen mit benutzen konnte, hat es möglich gemacht, das Heer bis Anfang d. J. vollständig in seiner ganzen Kriegsstärke auf den Beinen zu erhalten. — Sehr viele trauernde Frauen und Mädchen, besonders in den höheren Ständen, sieht man hier auf den Gassen und an den Fenstern, und die Zahl der Krüppel, die ihre verstümmelten Glieder mühsam fortschleppen, ist nicht gering. Es giebt kaum eine gebildete Familie, die nicht den Verlust eines nahen Angehörigen zu betrauern hätte, denn allein von den dänischen Officieren sind über 100 in den dreijährigen Kriegen geblieben. Mag man auch in politischer Hinsicht die Dänen noch so sehr hassen, ihren Nationalstolz, ihre Vaterlandsliebe und die nachhaltige Energie, mit der sie den ungerecht begonnenen Krieg durchzuführen sich bestrebten, muß man achtend anerkennen. Auch ihre Armee hat sich, besonders die Officiere, fast immer sehr wacker und muthig geschlagen, und wahrlich nicht den Hohn verdient, mit dem unberufene Scribenten aus sicherer Ferne in deutschen Schmutzblättern dieselbe überschütteten. Wie sehr diese pöbelhafte Renommisterei einiger deutschen Blätter, z. B. in Hamburg, der deutschen Sache geschadet haben, erfuhr ich jetzt noch wieder in Kopenhagen. Ein dänischer Officier erzählte mir, daß die Schimpfworte und gemeinen Beschuldigungen der Feigheit, mit der diese Blätter die dänische Armee stets überschüttet hätten, ihren Soldaten überseht wären, um so den Stolz derselben noch mehr anzuspornen und sie zur verbitterten Tapferkeit anzureizen. Auch jener dänische Officier (wahrscheinlich Oberst von Baggesen), der eine sehr unparteiisch gehaltene Schilderung des verderblichen Ausfalles der Dänen aus Friedericia geschrieben hat, führt an, daß die dänischen Soldaten durch die ihnen bekannt gewordenen deutschen Schmähartikel zur äußersten Wuth entflammt worden seien. Ob solche literarische Industrie-ritter, welche in den Blättern ihr Unwesen treiben, sich wol des Schadens bewußt sind, den sie durch ihr unverständiges Geschreibsel dem armen Schleswig-Holstein zugefügt haben.

Viele Truppen stehen gegenwärtig nicht in der Hauptstadt, da Schleswig noch sehr stark besetzt ist, und man auch aus ökonomischen Rücksichten viel beurlaubt hat. Ich sah am häufigsten Husaren der 2 Schwadronen Garde-Husaren, entschieden den besten und auch dem Auge am wohlgefälligsten uniformirten Theil des dänischen Landheeres. Im Jahre 48 waren diese blauen Reiter gegen die Preußen, und 49 und 50 gegen die Schleswig-Holsteiner, besonders bei Kolding und Idstedt, ein kühner Feind, der alle Achtung verdiente. Auf ihrem prächtigen Rossen setzten sie keck über alle Hindernisse und selbst die hohen Kniffe hinweg, und fügten uns vielfachen Schaden zu. Aber auch unsre Kugeln und Sä-

bel haben unter ihnen aufgeräumt, und viele von ihnen erbeutete Pferde leisteten uns später gute Dienste. Ritt ich doch selbst längere Zeit einen Rappen, der einem Wachtmeister dieser Husaren abgenommen war, und der als Schlachtross seines Gleichen suchte. Auch die Infanterie und Artillerie, die ich in Kopenhagen sah, hat in ihrer Erscheinung sich sehr vortheilhaft gegen sonst verändert. Die unförmlich rothen Jacken, die sie früher trugen, legten die Dänen schon in den Jahren 49 und 50 ab, und nahmen blaue und grüne Waffenröcke dafür an. Aber auch der plumpe Schnitt, der uns im letzten Jahre noch so sehr auffiel, scheint verbessert, denn ich sah Schildwachen in Kopenhagen, die fast so adrett und fleidsam angezogen waren, wie ihre preußischen Kameraden. Viele Schleswiger, die früher in unfrem Heere dienten und nun zwangsweise in die dänische Armee eingereiht sind, befinden sich in Kopenhagen. Das Schicksal dieser armen Menschen ist sehr traurig, und sie müssen viel von der Rohheit einzelner Officiere und Unterofficiere leiden. Auch der Pöbel in Kopenhagen deutet diesen schleswigschen Soldaten durch Schimpfwörter, Roth und Steine bei passender Gelegenheit an, daß er ihre Vergangenheit mißbillige. Bisweilen lassen die gequälten Schleswiger sich solche unwürdige Behandlung nicht gefallen, und setzen sich, wenn ihrer mehrere bei einander sind, zur Wehre. So haben denn schon furchtbare Prügeleien, die selbst Menschenleben gekostet, hier stattgefunden. Namentlich die sonst tüchtigen, aber überaus rohen und übermüthigen Matrosen auf dem „Holm“ sind die erbittertsten Feinde dieser Deutschen, die in beständiger Fehde mit ihnen leben. Ich hatte die wehmüthige Freude, daß Einzelne dieser gegen ihren Willen in dänische Uniform gesteckten Soldaten mich noch wiedererkannten, sie grüßten mich ehrerbietiger, als ihnen nützlich war, ja sie kamen zu mir auf der Straße heran, um mir ihr jetziges Leid zu klagen. Unter diesen war auch ein früherer Dragoner, den ich lange als Ordonnanz gehabt hatte, ein tüchtiger, redlicher Bauernsohn aus Angeln, den man hier unter die Fahrer der Artillerie gesteckt hatte. Die Thränen traten diesem Burschen, der früher mit großem Muthe gegen die Dänen gefochten hatte, in die Augen, als er mir in dem Zimmer meines Hotels, wohin ich ihn zu einem Frühstück eingeladen hatte, seine jetzige harte Lage schilderte, und dabei gedachte, wie wir noch vor einem Jahre so freudig zusammen gegen das weiße Dannebrogskreuz geritten waren.

Aber auch ein dänischer Unterofficier, der bei Idstedt schwer verwundet in unfre Gefangenschaft gerathen war, und dem ich zufällig in Rendsburg später einen kleinen Dienst erwiesen hatte, den er so gütig war, für eine Lebensrettung zu halten, erkannte mich auf der Straße wieder. Mit aufrichtiger Freude in seinem breiten Gesicht kam er auf mich zu, und bat mich, seine Familie zu besuchen, der er viel von mir erzählt habe. Ich trat bei ihm ein. Ungemein einfach, ja dürftig waren die zwei kleinen Stübchen, die er mit Frau und drei Kindern bewohnte, doch sah es ziemlich reinlich und ordentlich darin aus; die Frau, eine ganz hübs-

sche Dänin mit echten Nationaltypus, die auch kein einziges Wort deutsch verstand, war anfänglich sehr verlegen und schen. Darauf Erklärungen ihres Mannes, ein rührender Handkuß, ein Glas Schnaps (der aus Heidelbeeren gebrannt wird), ein Stück süßen Kuchens, Vorstellung der Kinder u. s. w. Den Unterofficier bat ich, sich der schleswighschen Soldaten möglichst anzunehmen, wodurch er mir seine Dankbarkeit am besten beweisen könne. Er versprach es.

Nicht so freundlich war die Wiedererkennung, die mir einige Matrosen im „Sohn“ angedeihen ließen. Unsrer Bekanntschaft stammte wahrscheinlich vom Jahre 49 her, wo ich mit den dänischen Gefangenen zu thun hatte. Auf ihren Ruf: „Ein schleswig-holsteinscher Insurgenten-Officier“, kamen Weiber, Kinder, Männer in Menge aus den Hausthüren herausgestürzt, und überhäuften mich mit wüthenden Schimpfworten, wie „Dyske Hond“, „Prüske Winbüdel“, (preussischer Windbeutel) und den entsprechenden Wünschen für mein zeitliches und ewiges Wohl, streckten die Zungen gegen mich — sie hatten meist garstige große Mäuler — und ballten die Fäuste, ja sie fingen selbst mit Steinen und Koth zu werfen an, trafen mich aber nicht, da ich glücklicher Weise einen leeren Fiacre antraf, den ich zu einem schleunigen Rückzuge benutzte. Der Kutscher desselben war wieder ein Schleswiger, der zwar schon seit langen Jahren in Kopenhagen wohnte, mir aber doch viel von der nationalen Unduldsamkeit der Bevölkerung zu klagen wußte.

Mit den verschiedenen dänischen Officieren, deren Bekanntschaft der Zweck meiner Reise vermittelte, war mein Verkehr größtentheils sehr förmlich und zurückhaltend. Obgleich alle wußten, daß ich früher in der ihnen so verhassten Armee gedient, so war doch ihr Benehmen gegen mich durchgängig von jeder Inconvenienz entfernt. Nur mit einigen Officieren, welche ich aus früheren Jahren näher kannte, verbrachte ich einen angenehmen Abend hinter einer vollen Bowle heißen Punsch. Wir stießen gleich Anfangs „auf ehrliche Feindschaft im Kriege und gute Freundschaft im Frieden an“, und plauderten dann sehr unbesangenen mit einander. Hier erfuhr ich manches Interessante, z. B. wurde mir wiederholt versichert, daß die dänische Armee bei Idstedt schon im Begriff gewesen sei, den Rückzug anzutreten, als sie zu ihrem großen Erstaunen bemerkte, daß General Willisen ihnen darin zuvorgekommen sei. Man hat im dänischen Hauptquartier diesen Rückzug anfänglich für eine Falle, um zu hitziger Verfolgung zu verlocken, gehalten, und kaum begreifen können, daß derselbe wirklich ernsthaft gemeint sei. Auch sagten mir die dänischen Officiere, daß sie nach dem Gewin der Idstedter Schlacht, wodurch ja fast das ganze Herzogthum Schleswig in ihre Gewalt gekommen sei, den strengen Befehl erhalten hätten, nur noch defensiv zu verfahren. Erfreulich war mir, daß sie der Kriegstüchtigkeit und besonders dem Muth unserer kleinen Armee volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. „Bei Friedrichstadt haben Sie als wahre Teufel gegen uns angestürzt“, sagte ein älterer

Officier, „und wenn wir auch noch so viele zusammenschmetterten, immer drängen neue Massen vor. Friedrichstadt hätten Ihr aber doch nicht bekommen, und wenn Ihr noch zehnmal so stark gewesen wäret, dafür hatten wir zu gut gesorgt“, setzte er noch hinzu. Auch den meisten deutschen Truppen, die 48 und 49 gegen sie gefochten hatten, ließen die Dänen Gerechtigkeit widerfahren; doch will ich nicht verbergen, daß sie über die Verschiedenartigkeit aller dieser kleinen Contingente, die gegen sie ausgerückt waren, etwas spotteten. Es sei sehr wenig Einheit in dem ganzen Dienst gewesen. „Wir hätten oft ganze Abtheilungen aus dieser Truppenmusterkarte gefangen nehmen können, wenn uns dies nicht verboten gewesen wäre“. —

Uebrigens scheint mir in der dänischen Armee jetzt selbst nicht das beste Einvernehmen zu herrschen, und Flotte, Infanterie und Cavallerie sondern sich in ihrem Officiercorps sehr unter einander ab. Die politischen Spaltungen, die in Dänemark immer mehr um sich greifen, tragen wol die Hauptschuld. Die Infanterie und Artillerie, die in den letzten Kriegen bei Weitem die meisten Officiere verloren, haben den Mangel derselben vielfach durch junge Studenten, Polytechniker, Kaufleute ersetzen müssen. Diese nun sind größtentheils eifrige Anhänger der Kasinopartei, und daher vielfach von so entschieden liberaler, ja selbst demokratischer Färbung, daß einem deutschen Gardeofficier die Haare vor solchen Kameraden zu Berge stehen würden. Wenn die guten pommerschen oder mecklenburgischen Landjunker, die in ihrer Einfalt die schleswig-holsteinischen Officiere für halbe Insurgenten, Genossen Struwe's oder Hecker's, die Dänen aber für Aristokraten vom „pur sang“ halten, die politischen Gesinnungen der Letzteren kennen lernten, sie würden gar sehr verwundert die Köpfe schütteln. Unter den Officieren der dänischen Cavallerie, in der wie bei uns die meisten Adeligen dienen, ist natürlich auch aristokratische Gesinnung häufig. Besonders aber sollen in dem Unterofficiercorps aller Truppen sehr liberale Grundsätze herrschen, und an eine Mitwirkung des Heeres, um etwa die jetzige höchst freisinnige Verfassung gewaltsam zu stürzen, gar nicht zu denken sein. Ueberhaupt scheint es mir, daß man in Kopenhagen fast durchgängig von sehr freisinniger Haltung ist, und die Reactionspartei dort nur geringen Boden hat. Besonders gegen Rußland herrscht trotz aller directen wie indirecten Hilfe eine nicht geringe Abneigung, denn man fürchtet, daß durch Hilfe russischer Kriegsschiffe und Truppen die Reactionspartei in ihren Plänen unterstützt werden könne. „Die Russen wären schon lange bei uns, wenn sie nicht so viele Furcht vor den Engländern hätten. Aber Lord Palmerston ist ein Mann, der würde es ihnen eintränken“, solche und ähnliche Aeußerungen hörte ich oft in Kopenhagen.

Der jetzige König ist seiner Gutmüthigkeit und rohen Ungezwungenheit wegen bei den unteren Ständen und besonders den Matrosen sehr populär, in den gebildeten Kreisen bekümmert man sich gerade so viel um ihn, wie er um die Regie-

rungsgeſchäfte. Die zum größten Kummer des Adels in den dänischen Grafenſtand erhobene Balletfigurantin Rasmuffen iſt eine dicke, ziemlich hübfch, friſch und roth ausſehende Perſon, und trotz ihrem jetzigen hohen Range von nichts weniger wie vornehmen Alluren; die Chronique ſcandalouſe weiß noch jetzt eine Menge theilweiſe ſehr pikanter Geſchichten von derſelben zu erzählen, die ich leider hier nicht mittheilen kann. Daß übrigens eine Menge vornehmer Damen jetzt um dieſe neue Sonne ſich drängt, und Gunſt und Geſchenke von derſelben erbetelt, iſt nichts Neues.

D e u t ſ c h e R o m a n e .

1.

Namenloſe Geſchichten von F. W. Hackländer.

(3 Bde. Stuttgart, Carl Krabbe, 1851).

Das liebenswürdige Talent des Verfaſſers ſei hier in ſeinem Intereſſe näher betrachtet. Er iſt fleißig, das Produciren ſcheint ihm leicht zu werden, und da wir Deutſchen gegenwärtig ſo ſehr arm an poetiſchen Talenten ſind, ſind wir gewiffermaßen genöthigt, Hoffnungen auf ihn zu ſetzen, und ein Intereſſe an ſeinen Leiſtungen zu nehmen, das er in einer reichern Literatur bis jetzt nicht beanspruchen könnte. Deſhalb wünſchen wir auch, daß die folgenden Bemerkungen ihm ſelbſt gerecht erſcheinen mögen. Die anerkannten Vorzüge des Verfaſſers, launige Darſtellung im Genreſtyl und einfache, verſtändliche Sprache finden ſich auch in dieſem Romane wieder, aber ſowohl die Schilderung der Charaktere, als die Situationen und die Compoſition zeigen eine Unvollſtändigkeit, welche dem Buch die künſtleriſche Bedeutung nimmt. Hackländer trat in unſrer Literatur auf mit der bei uns nicht ſeltenen, echt germaniſchen Dichtereigenſchaft, manche Charaktere und menſchliche Verhältniſſe mit immerer Freiheit und guter Laune lebhaft zu empfinden und eben ſo darzuſtellen. Dieſe gute Begabung wird darnach zu ſchätzen ſein, ob es dem Dichter gelingt, ſehr verſchiedenartige Perſönlichkeiten in ſolcher Weiſe zu ſchauen, und das Ganze der menſchlichen Geſellſchaft mit immerer Freiheit und liebevoller Zuneigung zu verſtehen; oder wenigſtens einen gewiſſen größern Kreis von Perſonen und Schickſalen mit ausgezeichnetem Humor zu empfinden. Im erſtern Falle wird er ein großer, im zweiten noch ein glänzender Dichter werden können. W. Scott und Boz ſind die berühmteſten Beiſpiele dieſer verſchiedenen Begabung. Bei Hackländer iſt die Anzahl der Charaktere, welche er in ſolcher Weiſe deutlich und detaillirt empfindet, nicht groß, und ſeine Darſtellung mehr ein launiges Porträtiren des Wirklichen, als ein humoriftiſches Erfinden.